

Marburger Zeitung.

Nr. 120.

Sonntag, 7. Oktober 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten-Steuergebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Die Zusammenkunft von Abgeordneten der deutsch-österreichischen Partei hat in Wien stattgefunden — wenige Stunden, nachdem der Belagerungszustand aufgehoben worden und das gewöhnliche Gesetz wieder in Kraft getreten. Die Abgeordneten haben es mannhaft ausgesprochen, daß sie grundsätzlich festhalten wollen an der Verfassung. Wir begrüßen freudig die Zeichen besserer Tage, die uns erblühen müssen, wenn die Bewegung, die nun begonnen, nicht eher ruht, bis sie mit allen gesetzlichen Mitteln ihr Ziel erreicht: Wiederherstellung der Verfassung, Neugestaltung Oesterreichs.

Die preussischen Regierungsbblätter sind über den Protest des Königs von Hannover gewaltig in Harnisch gerathen und ist es zumal die „Nordd. Allg. Ztg.“ die ihren Hone freien Lauf läßt: an die Erklärung, daß dieses Aktstück rechtlich gar nichts bedeute, knüpft August Braß einen Ausfall gegen Oesterreich, der für die Stimmung in Preußen bezeichnend ist; der Vertheidiger der bismarck'schen Politik meint nämlich: „Die Sache verdient noch eine andere Berücksichtigung, und das ist die, daß es uns schwer verträglich scheint mit den internationalen Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich und den Pflichten, welche der Prager Friede dem Wiener Kabinet auferlegt hat, wenn dasselbe unter dem Schutze der Gattfreundschaft derartige Agitationen duldet, die darauf berechnet sind, Mißstimmung und Uebelwollen in den neuen Provinzen Sr. Majestät des Königs von Preußen zu nähren. Nach Art. 6 des Prager Friedens hat sich Oesterreich ausdrücklich verpflichtet, die „von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen,“ und mit dem Geiste und dem Wortlaut dieser Bestimmung ist es nicht zu vereinbaren, wenn das Wiener Kabinet Agitationen, wie die oben erwähnte, gestattet, die darauf abzielen, diese Territorialveränderungen in Frage zu stellen.“

Die Spener'sche Zeitung beleuchtet die nord-schleswig'sche Frage an der Hand des betreffenden Ausschubberichtes. Sie glaubt, daß man sich mit der Abstimmung in den nördlichen Theilen Schlesiens, die der Artikel 5 des Prager Friedensvertrages bedingt, „nicht zu übereilen“ brauche. Früher müsse die Einverleibung der beiden Herzogthümer

in gesetzlicher Weise erledigt werden, was erst nach Wiedereinberufung der Kammern möglich sei, und müsse man sich mit dem Großherzoge von Oldenburg auseinandersetzen. Oldenburg erhebe als Vertreter der beiden Gottorp'schen Linien, der russischen und der oldenburg'schen, Ansprüche in Bezug auf die Erbfolge in den Herzogthümern. Diese gütlich zu beseitigen, sei wünschenswerth, und der Großherzog von Oldenburg scheine auch hierzu geneigt. Erst nach Erledigung dieser beiden Angelegenheiten könne man sich mit Nord-schleswig beschäftigen; die Spener'sche Zeitung hofft, in Uebereinstimmung mit der „Annexions-Kommission“ des Abgeordnetenhauses, daß die Abstimmung sich nur auf den nördlichsten Theil beschränken würde. Selbst in Betreff dieses Theils stehe es noch lange nicht fest, daß das Ergebniß der Abstimmung Preußen ungünstig ausfallen werde. Die besitzende und gebildete Klasse sei für Untheilbarkeit des Herzogthums und ziehe den Anschluß an Preußen dem an Dänemark vor; das beweisen die Erklärungen der Volksversammlung im westlichen Amte Sadersleben und anderen nord-schleswig'schen Gauen.

Ueber den wahren Charakter des sizilianischen Aufstandes, sagt die Times, kann jetzt kein Zweifel mehr sein. Handwerksmäßige Briganten haben den Aufstand nicht gemacht. In jenem halbkultivirten Lande gibt es stets eine gewisse Bevölkerungsklasse, die gerne über die Schnur der gesellschaftlichen Ordnung haut, nicht sowohl aus Raubsucht oder Blutdurst, als aus einem gewissen wilden Unabhängigkeitstrieb. In neuester Zeit vermehrte sich diese gefesselte Klasse dadurch, daß Banden, bestehend aus alten Freiwilligen der Garibaldi'schen Kriege, umherzogen; dergleichen solche, die aus Konstriptions-Flüchtlingen bestanden. Tausende derselben streiften neuerdings vielfach um Palermo herum, und dabei kam es wohl vor, daß sie in ein freundliches Verhältniß mit den Mönchen traten. „Die Mönche sind zu allen Zeiten auf Sizilien im Geruche des Liberalismus gewesen. Die Glocke des Sanza-Klosters hat häufig für die aufständischen Bewegungen in Palermo das Zeichen gegeben.“ Daraus erklärt sich eine gewisse gegenseitige Sympathie. „Es scheint indessen durchaus nicht, als hätten österreichische oder bourbonische Agenten mit der Erhebung etwas zu thun gehabt. Der Auf war nach einer sizilianischen Republik. Die Sizilianer mochten wünschen, vom italienischen Königreich loszukommen; ihr Zweck war aber nur, die eigene Unabhängigkeit zu erlangen. Eine Wiederbeförderung mit der neapolita-

Schlom Weißbart.

Vom

Verfasser der schwarzen Aare.

(Fortsetzung.)

Eins der ersten eingegangenen amtlichen Schreiben, die ich darauf eröffnete, brachte das Erkenntniß wieder den Juden. Es lautete gegen alle meine Erwartung nicht freisprechend. Der Angeschuldigte sei im Besitze eines erwiesenen gestohlenen Pferdes ergriffen; der Besitz des gestohlenen Gutes bilde nach der Kriminalordnung eine nahe Anzeige. Der Angeschuldigte habe bei seiner Verhaftung sich widersetzt, um die Flucht zu ergreifen; Flucht oder Versuch derselben bilde ein zweites Indicium. Der Angeschuldigte werde allgemein als ein Mensch von ebenso schlechtem Charakter als verbrecherischer Lebensweise, besonders auch als Mitglied einer Bande von Dieben bezeichnet. Nun verordne aber der Paragraph 405 der Kriminalordnung wörtlich: „Wenn mehrere Anzeigen in einem Falle zusammentreffen, welche mit einander übereinstimmen, und durch den schlimmen Charakter des Verdächtigen und die bisherige schlechte Lebensweise desselben unterstützt werden, so ist ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden, bei dem eine außerordentliche Strafe in der Regel kein Bedenken haben kann.“ Der Angeschuldigte sei mithin außerordentlich wegen Pferdediebstahls zu bestrafen. Die ordentliche Strafe des Pferdediebstahls bestehe nach der Verordnung vom 28. September 1808, §. 18 in einer „scharfen Nüchtiqung von Einhundert Peitschenhieben.“ Es werde deshalb eine außerordentliche Strafe von fünfundsanzig Peitschenhieben gegen den Angeschuldigten hiermit festgesetzt und erkannt.

Nach den Worten des Gesetzes war diese Entscheidung überall gerechtfertigt. Für meine Erwartung eines anderen Ausfalles derselben mochte mich wohl jene Theilnahme für den Juden eingenommen haben, die seitdem durch die Mittheilungen meines Freundes mindestens sehr erkaltet, wenn nicht in ihr Gegentheil umgeschlagen war. Die Beamten der Kreis-

justizkommission jubelten, daß der verbrecherische Jude trotz alles Leugnens nicht ohne einen „preussischen Denktettel“ nach Rußland zurückkehren solle. Ich ließ sofort den Juden vorführen, um ihm das Urtheil zu publiciziren.

Er trat mit dem Ausdrucke großer Spannung in das Gerichtszimmer. Er sah unruhig darin umher.

Es ist erklärlich, daß das Schreiben meines Freundes mich veranlaßte, ihn mit scharfem Mißtrauen zu betrachten. Ich sah gleichwohl nur diese Spannung in den Zügen, die ich auch jetzt noch schön und edel geformt finden mußte; keine Tücke, keine Blutgier. Stand wirklich ein furchtbarer Mörder vor mir?

Sein Blick war unterdeß mit steigender, fast zur Aengstlichkeit sich steigenden Spannung auf einer Thür hängen geblieben, die in eines der Bureauzimmer führte. Das fiel mir auf.

„Sucht Ihr Etwas, Schlom Weißbart?“

„Nein, Herr. Haben Sie mich doch lassen rufen.“

Er antwortete zögernd. Er schien zu zittern, während er antwortete. Was konnte er haben? Ich hatte allerdings in einem andern Tone, als früher, kalt, strenge zu ihm gesprochen. Einen Menschen wie ihn konnte das aber nicht zittern machen.

„Erwartet Ihr hier Jemanden?“

„Wer sollte kommen zu mir?“

„Wenn nun etwa Zeugen Eurer Verbrechen? Aus Rußland?“

Hatte ich ihn wollen in Angst setzen, so hatte ich das Gegentheil erreicht. Er athmete auf. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck jener ruhigen, bescheidenen Freundlichkeit der früheren Begegnungen mit ihm an.

„Der Herr sind so gnädig, zu scherzen mit mir,“ sagte er. „Aber,“ fuhr er anheimelnd in unbefangener Offenheit fort, „weil der Herr sind so guter Laune, so kann ich sagen, was ich habe auf dem Herzen. Ich erwartete, daß meine Frau sei hier.“

Daß seine Unbefangenheit eine gemachte war, zeigte die Aengstlichkeit, die ihn unwillkürlich wieder ergriff, während er die letzten Worte sprach.

nischen Dynastie, oder eine Unterwerfung unter eine fremde Herrschaft war nicht im mindesten im Plan, was auch französische Blätter über eine sogenannte „englische Partei“ auf der Insel fabeln mögen. Hätte Oesterreich oder Rom in Sizilien eine Bewegung beabsichtigt, so würden sie kaum bis zum Friedensschluß von Nikolsburg oder Prag gewartet haben.

Die Ultramontanen in Frankreich bestehen darauf, daß der Papst nach dem Abzuge der Franzosen Rom verlasse, „um“ — wie „Le Monde“, das Blatt dieser Partei, behauptet — „der Freimaurerei einen Strich durch die Rechnung zu machen und sich in der Verbannung mit einem neuen Glorienscheine zu umgeben“. „Wir hoffen“, sagt der Monde, „daß die Kirche zu ihrem Schmerze nicht ihr Oberhaupt als Gefangenen der Revolution oder als in irgend einen Winkel Roms Verwiesenen sehen wird. Es mag für den Heiligen Vater schmerzlich sein, das Apostelgrab zu verlassen, allein die Gewißheit, nach kurzer Weile wiederzukehren, wird ihm die Bitterkeit der Verbannung mildern. Schon achthunddreißigmal mußten die Päpste zum Pilgerstab greifen, und achthunddreißigmal hat Gott sie wieder an die Stätte zurückgeführt, die er ihnen hienieden angewiesen hat. Darum irren auch die anti-religiösen Plätter, wenn sie die klerikale Partei als entmuthigt hinstellen. Dies Wort steht nicht in dem katholischen Wörterbuch.“

Die Tilgung der nordamerikanischen Staatsschuld im Verhältnis von einer halben Million Dollars täglich dauert fort. Der Staatsschatz befand sich noch nie in so günstiger Lage, wie gegenwärtig; am 14. September enthielt er nicht weniger als 82,800,000 Dollars in Gold, wovon 70,000,000 Dollars in dem Newyorker Gewölbe lagen. Aus dem Ertrage der Zölle fließen dem Schatze durchschnittlich 600,000 Dollars Gold täglich zu, der Abfluß für die nächste Zeit besteht in einem Betrage von 24,000,000 Dollars Zinsen der Fünf-Zwanziger am 1. November und in 10,000,000 Dollars für denselben Zweck am 1. Januar. Vor November wird der Schatz wahrscheinlich über hundert Millionen Dollars Gold enthalten. Angesichts eines solchen Vorrathes dringt man stark in den Finanzminister, Gold zu verkaufen, um das Agio herabzudrücken, wozu derselbe indessen bis jetzt sich nicht verstehen wollte.

Mensdorff's Nachfolger.

Marburg, 6. Oktober.

Freiherr von Beust, der auf Preußens Drängen entlassene sächsische Minister des Aeußeren, soll der Nachfolger des Grafen Mensdorff werden — die Unterhandlungen, die angeknüpft worden, um diesen Staatsmann zur Uebernahme des Ministeriums zu bewegen, sind aber, wie man berichtet, noch nicht zum Abschluß gediehen.

Hätten wir in Oesterreich eine parlamentarische Regierung, wie zum Beispiele in England — das heißt: würden die Minister nur aus der Mehrheit der Volksvertretung genommen, so könnte Freiherr von Beust nie die äußeren Geschicke Oesterreichs leiten.

Wir reden hier nicht weiter davon, daß Preußen die fragliche Berufung als Unveröhnlichkeit auslegen würde, da Freiherr von Beust der grimmigste Gegner der bismarck'schen Politik ist — wir reden nicht von den Stürmen, die neuerdings über Oesterreich kamen, wenn, wie eine Nachricht aus Berlin meldet, im Falle der Ernennung des Freiherrn zum

Minister des Aeußeren, der preussische Gesandte Wien verlassen würde — nein! — wir heben nur Gründe hervor, die für die parlamentarische Regierungsform sprechen.

Wäre es auch nicht in der Verfassung ausdrücklich bestimmt, daß nur geborne Oesterreicher in Oesterreich Minister werden können — was uns, nebenbei gesagt, den Grafen Rechberg der Ministerbank fern gehalten hätte — wäre es nur Uebung, die obersten verantwortlichen Lenker des Staates aus der Mehrheit des Reichstages zu wählen, unsere verfassungsmäßige Entwicklung wäre nie unterbrochen worden und das Vaterland stünde nicht in Gefahr.

Würden die Minister nur aus der Mehrheit der Volksvertretung genommen, der in einem fremden Staat Geborne könnte günstigsten Falls nur dann zu einer solche Stelle gelangen, wenn er das österrische Bürgerrecht erworben, wenn er viele Jahre unter uns gelebt, Land und Leute kennen gelernt, wenn er des höchsten Vertrauens seiner Mitbürger theilhaftig geworden und, zum Volksvertreter, erwählt, auf Seiten der Mehrheit seiner Genossen steht.

Wer aber nun auch dem Grafen Mensdorff in seinem Amte folgen mag — ob Freiherr von Beust oder ein geborner Oesterreicher, einer von jenen Männern, welche durch ihre verfassungsmäßige Wirksamkeit die Zierde des Reichsrathes, der Stolz der Wähler geworden — jeder wird sich bekennen müssen, daß Oesterreich nach Außen machtlos, so lange es nicht im Innern befriedigt ist.

Die Inkraftsetzung der Verfassung und ihre unerläßliche Aenderung, die Aufhebung des stehenden Heeres und Errichtung einer Volkswehr, die Gründung von Schulen, namentlich Gemeindeschulen und Lehrerbildungsanstalten, die Einführung der Volksgerichte in Strafsachen und Streitfällen, die Erbauung von Straßen und Eisenbahnen . . . lassen den Verfassungsmiister, die Minister des Krieges, des Unterrichtes, der Rechtspflege, des Handels und der Volkswirtschaft unendlich wichtiger erscheinen, als den Minister des Aeußeren. Sind diese Ministerien einmal nach Wunsch besetzt, dann wird Jeder charakterfeste Mann, der lesen und schreiben kann und seinen gesunden Hausverstand besitzt, Minister des Aeußeren sein können — ohne diese Ministerien vermag aber kein Gott die äußere Politik in Bahnen zu leiten, die zum Heile, zur Größe Oesterreichs führen.

Die Parteien in Frankreich.

Die Londoner ärztliche Wochenschrift: „Die Lanette“ veröffentlicht, wie der „N. Fr. Presse“ geschrieben wird, über Napoleon's Befinden einen Beruhigungsbericht, der aber so unwissenschaftlich gehalten ist und so deutlich den französischen Moniteur-Stempel durchblicken läßt, daß man dieser offiziellen Angabe gar keinen Werth zuschreiben kann. Wie anders lauteten einst die „Lanette“-Berichte über den Czar Nikolaus! Es muß bei Jedem, der die Wissenschaft ehrt, Bedauern erregen, daß sich ein Organ der Arzneikunde so zum Ablagerungsort der Erzeugnisse napoleonischer Skribenten gebrauchen läßt. Die Existenz eines Leidens gibt das Blatt zu, auf die Einzelheiten einzugehen, hält es aber für „nicht schicklich“. Sehr schön gesagt für einen Mediziner! Leider sind die Schicksale Europas durch einen Ring mit dem Bette des Pariser Jupiter verknüpft, und auch politische Schriftsteller können daher nicht umhin, hie und da den Vorhang

Seine Frau war noch nicht da gewesen, seitdem ich in dem letzten Verhöre ihm erlaubt hatte, sie zu sprechen.

„Eure Frau ist nicht hier.“ erwiderte ich ihm.

Er wurde nicht ruhiger.

„Stehe mir Gott bei. Sie hätte hier sein müssen schon vor acht Tagen. Es wird passiert sein ein Unglück.“

„Ihr könnt Euch morgen davon überzeugen.“

„Was, Herr?“ fuhr er auf.

„Euer Erkenntniß von Insterburg ist angekommen.“

„Gott ist barmherzig. Mein Erkenntniß! Morgen? — Ich bin frei?“

„Seid ruhig, und hört den Inhalt des Urtheils.“

Ich ließ ihm das Erkenntniß vor.

Ich hatte einen fast entsetzlichen Anblick, als ich geendigt hatte und wieder zu ihm aufblickte. Tödtende Bosheit und Rache sprachen sich in seinen dunkel glühenden großen Augen, in seinen zusammengepreßten Lippen aus.

„Strafe?“ stammelte er mit bebender Stimme. „Das Erkenntniß ist gekommen von Insterburg?“

„Ihr habt es gehört.“

„Von Insterburg? Auf die Akten, welche haben hingeschickt der Herr Kreisjustizrath?“

„So ist es.“

„Und auf den Bericht, den haben gemacht der Herr Kreisjustizrath?“

„Auch das ist so.“

Der tödtende Blick traf mich von Neuem, ich möchte sagen, mich jetzt besonders allein. Er sah in mir die Ursache des Straferkenntnisses.

„Ihr könnt appelliren.“ fuhr ich fort, „wenn Ihr der Meinung seid, daß Euch Unrecht geschehe.“

„Ich appellire, Herr, sogleich. Ich bin unschuldig. Unschuldig, und fünfundzwanzig Hiebe! Ich appellire. Nehmen Sie zu Protokoll meine Appellation.“

Auf einmal schien er sich zu besinnen. Langsamer setzte er hinzu: „Und wenn ich appellire?“

„Wie so, wenn Ihr appellirt?“

„Werde ich kommen frei?“

„Nicht vor Rückkehr des Appellationsurtheils.“

„Und das kann dauern wie lange?“

„In den nächsten vier Wochen dürft Ihr nicht darauf rechnen.“

Er wurde nachdenklicher. Er war so sehr mit seinen Gedanken, mit dem Suchen nach einem Entschlusse beschäftigt, daß er darüber ganz die Beachtung seines Aeußeren vergaß. Sein Gesicht bekam den Ausdruck

der Gemeinheit, und, was ich bisher an ihm noch nicht beobachtet hatte, jener eigenthümlichen Feigheit des gewöhnlichen Juden, die sich besonders einem körperlichen Schmerze gegenüber äußert. Das sonst so schöne Gesicht des Menschen wurde dadurch ungemein häßlich. Ich hatte mich in meiner Wahrnehmung nicht getäuscht.

„Fünfundzwanzig Hiebe?“ sagte er nach einer Pause. „Steht es so im Urtheil?“

„Fünfundzwanzig.“

„Mit der Peitsche?“

„Mit der Peitsche.“

„Auf den Rücken?“

„Auf das Gesäß.“

„Auf das —?“

Er vollendete die Frage nicht. Er kniff wüthend die Lippen zusammen.

Nach einer Weile fragte er weiter: „Heute noch?“

„Ihr appellirt ja.“

„Wenn ich aber nicht appellire?“

„Dann noch heute.“

„Und das Urtheil, sagen der Herr, auf meine Appellation kann noch dauern vier Wochen?“

„Mindestens.“

„Und wenn ich nehme die Hiebe, komme ich frei?“

„Sogleich.“

„Morgen?“

„Noch heute, sobald die Züchtigung vollstreckt ist.“

„Ganz frei?“

„Man wird Euch bis zur russischen Grenze transportiren. Von da könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt.“

„Nach Hause? Zu meiner Frau? Zu meiner —? Morgen?“

Auf einmal fuhr er wieder auf. Seine Furcht vor dem körperlichen Schmerze spiegelte sich wieder in seinem Gesichte. „Fünfundzwanzig Hiebe? Auf das —? Herr, kann ich sehen die Peitsche?“

Sie ist im Gefängnißhause.“

„Der Lemlat hat bekommen zwanzig Hiebe mit der Peitsche. Au wai, wie hat er geschrien. Gebrüllt hat er; wie ein Ochse, den der Schlächter hat getroffen falsch. Es waren nur zwanzig.“

Er sprach mehr mit sich selbst, als zu mir. Die Angst vor der Züchtigung erfüllte ihn ganz und gar.

zur Seite zu ziehen. Wohl wünschen wir, daß es anders wäre; aber wer trägt die Schuld?

„Der Kaiser ist das Kaiserreich!“ Das ist eine starkverbreitete Meinung. Nach fast vierzehnjährigem Bestande der Willkürherrschaft hat sich der Bonapartismus als politische Partei noch nicht festsetzen können. Negativen sind aus allen Lagern durch den 2. Dezember herangezogen, viele Andere sind stumm gemacht oder zu scheinbarer Huldigung veranlaßt worden; aber damit hat man noch keine lebensvolle, selbstthätige politische Partei. Der Haupthalt des Napoleonismus ist in der ungebildeten Masse der Bauernschaft, die aber wiederum ein politisch-träges Element ist; sodann namentlich in der, wesentlich aus der Bauernschaft rekrutirten Armee. Die Mehrheit der Städter faßt sich nämlich, wenn sie eine „unglückliche Nummer“ zieht, frei. Unter der Armee sind politische Einflüsse seit vielen Jahren nicht wirksam gewesen; sporadische Fälle von eigenthümlicher Insubordination sind indessen vorgekommen, z. B. bei der beabsichtigten Einschiffung von zwei Regimentern nach Mexiko und bei der bekannten Suaben-Meuterei auf Martinique. Die Ergebnisse des deutschen Krieges haben auch mehrfach eine unzufriedene Stimmung unter Militärs erregt.

Politische Parteien haben ihren Generalstab und ihre lebendigsten Kräfte meist in den Städten. Die Hauptstadt, das „Herz und der Kopf“ von Frankreich, ist in ihrer überwiegenden Mehrheit oppositionell, ja republikanisch gestimmt. Auch die imperialistische Gewaltherrschaft hat diese Thatsache nicht verschleiern können; die Wahlen zum gesetzgebenden Körper zeigen es. Wer Paris hat, der hat Frankreich. Bei eintretendem Tode Napoleon's kann dieser Umstand wieder entscheidend werden. Auf wie lange sich eine etwaige republikanische Regierung würde halten können, das hängt wohl wesentlich von dem größeren oder geringeren Grade der Einigkeit unter den verschiedenen republikanischen Fraktionen ab. Boden hat die Partei des Freistaates noch in einer Anzahl Städte, wie Lyon, Marseille, Straßburg u. s. w., auch unter einzelnen Theilen der Bauernschaft, z. B. in den Hochalpen. Der bessere Theil der gemäßigt-liberalen Partei würde, wenn die Republikaner unter sich einig bleiben, wahrscheinlich wie im Anfang des Jahres 1848 die freistaatliche Regierungsform akzeptiren.

Der Legitimismus ist todt. Zu „Heinrich V.“ halten nur noch einige Marquis der alten Schule und einige Priester. Selbst die Bauernschaft, die meist — obwohl im Grunde irrigerweise — Napoleon I. als ihren wahren Wohltäter betrachtet, will vom göttlichen Rechte der Bourbonen nichts wissen. Der Durchschnitt der mittleren und arbeitenden Klassen in den Städten ist republikanisch; wo die mittleren Klassen das nicht sind, neigen sie einer konstitutionellen Regierung mit einem Bürgerkönig zu. Für einen Prinzen aus dem Hause Orleans oder einen Napoleoniden wäre im Falle eines revolutionären Umschwungs nur dann wieder Aussicht, wenn sich blaue Republikaner und Sozialisten unter einander zerfleischen.

So sieht man hier die Lage und Zukunft Frankreichs an, für den Fall, daß Napoleon bald stirbt. Die ruhige Durchführung einer Regentschaft hält man für unwahrscheinlich. Ob Eugenie die nöthige Energie zu gewaltsamer Durchsetzung hätte und die erforderlichen Werkzeuge dafür fände, darüber sind die Meinungen getheilt.

Marburger Berichte.

(In der Sitzung des Gemeindevorstandes vom 4. Oktober) wurden zuerst die Unterstützungsgesuche — sechs an der Zahl — verhandelt, denen nur in zwei Fällen entsprochen werden konnte. — Die beiden erledigten Pfründnerstellen im Bürgerhospital wurden den Herren: Franz Tautscher und Franz Dadi verliehen. . . es hatten sich neun Bewerber gemeldet. — Frau Josepha Felber beschwerte sich, daß sie durch die Einhebung des Standgeldes bei der Draubrücke und durch die Anhäufung von Wagen und Menschen bei dem Mauthschranken in der Benützung ihres Hauses und im Geschäftsverkehr gehindert werde. Frau Felber stellte das Gesuch: es möge die Einhebung der Platzsteuer an einem anderen Orte stattfinden und der Pflock der Mauth gegen die Brücke zu verlegt werden. Die Gemeindevertretung faßte den Beschluß: man könne dem Gesuche nicht willfahren; die Gemeinde habe die behördliche Bewilligung, die Platzsteuer einzuhoben, wo es ihr passend erscheine und auf Grund dieser Befugniß sei der Vertrag mit dem Mauthpächter abgeschlossen worden; das Aera habe seinerzeit erklärt, gegen die Verlegung des Mauthpflockes nichts einzuwenden, Frau Felber habe sich jedoch geweigert, die Kosten zu tragen. Die Versammlung beschloß ferner, es soll das Gemeindeamt dahinwirken, daß jede Störung vor dem Hause der Frau Felber möglichst hintangehalten werde. — Das von uns bereits mitgetheilte Schreiben der landwirthschaftlichen Filiale an die Gemeindevertretung, betreffend die Verpachtung der Gefälle und die Marktordnung — wurde vom Bürgermeister, Herrn Andreas Tappeiner, der Versammlung zur Kenntniß gebracht. Herr Tappeiner rechtfertigte das bezügliche Verfahren der Gemeindevorstellung: die Verpachtung konnte nicht länger verschoben werden, weil man das Ergebnis derselben im Voranschlag des Gemeindehaushaltes für das nächste Jahr ansetzen mußte; die Verpachtung wurde öffentlich kundgemacht und der Filiale war Gelegenheit gegeben, sich mit Vorstellungen an die Gemeinde zu wenden, was sie aber unterlassen; die Filiale kenne seit einem Jahre den ihr mitgetheilten Beschluß der Gemeindevertretung hinsichtlich der Marktordnung, habe jedoch die wünschenswerthen Vorschläge, die man obigem Beschlusse gemäß von ihr gewärtigt, noch nicht gemacht. Nach dem Antrage des Herrn Bürgermeisters wurde das Schreiben der Filiale einfach zur Kenntniß genommen. — Der Herr Bürgermeister theilte mit, daß die Statthalterei das Gesuch der Schulschwester von Algersdorf bei Graz, in Marburg eine Privatschule für Mädchen aus dem bemittelten Bürgerstand errichten zu dürfen, im Sinne der von der Gemeindevertretung erfolgten Aeußerung abgelehnt. — Herr Felix Ferk, Magister der Chirurgie, machte die Anzeige, daß er die Ausübung seines Berufes im Oktober hier beginnen werde. — Herr Weisinger, Grundbesitzer in Pöbersch, erhielt die Bewilligung, sich mit Frau Maria Wallner, Grundbesitzerwitwe im gleichen Orte verehelichen zu dürfen. — Herr Tappeiner brachte zur Kenntniß, daß der Voranschlag der Gemeinde für das nächste Jahr ordnungsgemäß verfaßt sei und es wurde derselbe der betreffenden Abtheilung zur Prüfung und Antragsstellung zugewiesen. — Herr Marko erstattete Bericht über den Antrag des Freih. v. Rast, betreffend die Ernennung der Flurwächter. Die Abtheilung stimmte grundätzlich mit dem Antragsteller überein, daß die

„Fünfundzwanzig.“ fuhr er fort, aber für sich. „Gott, sei barmherzig. Vier Wochen! Meine Frau! Das Kind! Was macht mein Kind! Habe ich nichts von ihr gehört in so langer Zeit. Heute frei! Fünfundzwanzig —! Barmherzig, Herr! Barmherzig!“

Auf einmal sagte er entschlossen mit lauterer Stimme: „Ich appellire, Herr! Schreiben Sie es zu Protokoll, ich appellire.“

In diesem Augenblicke trat ein Gerichtsdiener ein, der mir leise mittheilte, die Frau des Schalom Weißbart sei im Vorzimmer, und bitte, ihren Mann sprechen zu dürfen.

Ich konnte mir denken, daß die Unterredung mit seiner Frau einen entscheidenden Einfluß auf den Entschluß des Juden, in Betreff seiner Appellation ausüben werde. Ich beschloß daher, die Frau sofort vorzulassen, zumal da vorschrittgemäß die Unterredung nur in meiner Gegenwart stattfinden durfte. Ich leugne nicht, daß es mir zugleich interessant war, den Juden bei diesem Wiedersehen zu beobachten, bei der ersten Begegnung mit seiner Frau, die er seit beinahe anderthalb Jahren nicht gesehen, zudem der Genossin eines schweren Verbrechers, bei dem ersten Empfange von Nachrichten über die Seinigen, über deren Schicksale er in der ganzen langen Zeit seiner Gefangenschaft gar nichts vernommen hatte.

„Schalom Weißbart,“ sagte ich zu ihm, „Eure Frau ist hier, um Euch zu sprechen.“

Die unerwartete Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck auf ihn. Sein Gesicht wurde leichenblau, die kräftige Gestalt begann zu zittern, er taumelte beinahe. Zu sprechen vermochte er nicht.

„Wollt Ihr sie jetzt gleich sehen?“ fuhr ich fort.

„Ja, Herr,“ stammelte er, die Sprache wieder gewinnend.

„Wenn der Herr wollen sein so gnädig,“ fuhr er fort. — „Aber ich bitte den Herrn noch um einen Augenblick. Will der Herr erlauben, daß ich mich darf setzen?“

Er bedurfte in der That einer Erholung. Ich gab ihm einen Stuhl. Er setzte sich, den Kopf tief niedergebeugt, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

So saß er mehrere Minuten, ohne eine Bewegung, ohne einen Laut. Als er aufstand, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Keine Spur von Furcht oder Aengstlichkeit mehr in seinem Gesichte. Man sah darin vielmehr den Ausdruck eines festen, fast gebieterischen Stolzes.

„Wollen der Herr jetzt sein so gnädig?“ sagte er.

Ich gab dem Gerichtsdiener einen Wink, die Frau des Juden herein zu führen.

Eine Frau in der Kleidung der wohlhabenderen Jüdinnen von der russischen oder polnischen Grenze trat ein. Diese Kleidung war eine halb europäische, halb orientalische, jedenfalls eine sehr kleidame. Die Frau

trug ein ziemlich eng anliegendes Kleid von schwarzer Seide, nicht so lang, um einen kleinen Fuß und zart geformte Knöchel zu verbergen. Brust und Schultern verhüllte ein, allerdings etwas sehr bunter Shawl von feinstem, weichstem Kaschmir. Den Kopf bedeckte ein zierlicher Turban von rother Seide, mit gelber Seide durchwunden.

Es war eine überraschend schöne Frau; der Körper schlank und schmieglam gebaut, von nicht zu hoher Gestalt. Das Gesicht von außerordentlicher reiner jüdischer Bildung; die Haut blendend weiß und durchsichtig; das Auge, merkwürdigerweise bei einer Jüdin, zumal in jener Gegend, dunkelblau. Dieses blaue Auge und eine fast kindliche Schüchternheit, die über Gesicht und Wesen der Frau ausgebreitet lag, gaben ihr zugleich ein sehr jugendliches Aussehen. Dem Juden mit dem weißen Bart gegenüber glaubte man nicht die Frau, sondern die Tochter zu sehen. Sie trat in demüthiger Haltung ein. Ihr etwas verwirrter, ängstlicher Blick suchte angelegentlich, unzweifelhaft ihren Mann. Sie stand unschlüssig, als sie ihn sah.

Der Gerichtsdiener, der sie herein gebracht hatte, ein alter, an den Dienst gewöhnter Unteroffizier, gab ihrem Auge eine andere Richtung.

„Dort sind der Herr Kreisjustizrat,“ sprach er streng zu ihr, indem er auf mich wies.

Der ängstliche Blick der Frau wandte sich bittend zu mir.

„Sie können Ihren Mann sprechen,“ sagte ich ihr.

Es entwickelte sich eine merkwürdige Scene.

Schalom Weißbart hatte seine Gestalt hoch aufgerichtet. Die Arme hatte er auf der Brust übereinander geschlagen. Das Auge blickte streng. Er sah aus, wie ein Herr, der seinen Sklaven empfängt.

Wie eine Sklavin nähete sich ihm die Frau; zögernd, leise, die Arme wie zum Zeichen der Unterwürfigkeit unter der Brust gekreuzt. Etwa drei Schritte vor dem Manne blieb sie stehen. Ein Blick von ihm schien sie festgebannt zu haben.

Er stand unbeweglich. Den strengsten, den durchbohrendsten Blick, dessen dieses dunkle, durchbohrende Auge fähig war, hatte er auf die zitternde Frau gerichtet. Wie viel fragte dieser Blick? Wie viel wollte er erforschen, ergründen, erpressen? Sein Glück, seine Ehre!

Sein Glück? Seine Ehre? Der Verbrecher? Der Räuber? Der Mörder?

War er Verbrecher? War er Räuber und Mörder? Dieser stolze, dieser strenge Blick, dieser Blick der Ehre zeigte das nicht. Wenn aber auch Verbrecher und Mörder, wer will dem größten Verbrecher alles menschliche Gefühl, alle Menschenwürde absprechen? Der Mensch verdamme den Menschen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Angehörigen der Gemeinde ein Recht haben auf den Schutz ihrer Fluren und daß dieser Schutz auch nothwendig sei; nur über die Form, in welcher derselbe geleistet werden soll, sei die Abtheilung nicht der gleichen Ansicht, wie Freiherr von Rast. Herr Marco erklärte, daß drei Wächter für so ausgedehnte Felder nicht genügen, daß die Verdopplung dieser Zahl den Gemeindefiskus aber zu sehr belasten würde. Die Stadtwache bedürfe einer Vermehrung; wenn diese erfolgt sei, möge die Gemeinde ihr auch den Flurschutz übertragen, welcher dann weniger koste und entsprechender geleistet werden könne. Freiherr von Rast war mit diesem Antrage einverstanden, da in der Hauptsache ja seinem Verlangen willfahrt werde und ihm gleichgültig sein könne, wer die Flur bewacht, wenn sie überhaupt nur geschützt werde. Der Antrag wurde angenommen. — Freiherr von Rast rügte den Uebelstand, daß der Straßengraben bei der Mauth in der Kärntner-Vorstadt voll Schlamm und stinkendem Urath sei, was bei der immer gefährlicher auftretenden Cholera der Gesundheit großen Nachtheil bringe; vielleicht seien die Hausbesitzer nunmehr geneigter, zur Herstellung eines gedeckten Kanals beizusteuern und es möge das Gemeindeamt beauftragt werden, neuerdings Verhandlungen anzuknüpfen. Die Versammlung stimmte dem Antrage bei. — Herr Karl Wehr, Schuhmacher in Marburg, der auf dem Sophienplatz eine Trödlerei errichten will, wurde mit seinem Gesuche abgewiesen, da er nicht dargethan, in welcher Gemeinde er zuständig sei. Herr Franz Adler, der um die Bewilligung nachgesucht, in der Kärntner-Vorstadt, Hausnummer 68 ein Wirthschaftsgeschäft betreiben zu dürfen, wurde gleichfalls abgewiesen, da in demselben Hause bereits eine Schenke sich befindet.

(Berunglückt.) In Dobreg ist am 4. Oktober das dreijährige Töchterlein des Grundbesizers Divial in den Hausteich gefallen und ertrunken.

(Entdeckung.) Die beiden Gauner, die neulich wegen Honigdiebstahls verhaftet worden, sind Angehörige der Gemeinden Schleinitz und St. Kunigund. Als im Hause des Einen — in Schleinitz — eine Durchsuchung vorgenommen wurde, fand man einen leeren Speckfäßel, Leintücher, Tischtücher und Kleider — sämmtlich entwendete Gegenstände — im Werthe von mindestens 50 fl.

(Turnrath.) In der Hauptversammlung des Turnvereins vom 1. Oktober wurde die Neuwahl des Turnrathes für das nächste Vereinsjahr vorgenommen. Gewählt sind die Herren: Mathias Löschniga (Sprecher), Karl Ried (Ersatzmann), Joseph Schaller (Schriftwart), Gottlieb Stopper (Ersatzmann), Rudolf Marck (Turnwart), Johann Grubitsch (Säckelwart), Johann Pichs (Zeugwart), Karl Folger (Festwart). Die Wahl des Sangwartes wird in der nächsten Hauptversammlung stattfinden.

(Schaubühne.) Das „Lebensbild“: „Zwei Mann von Heß“ wurde am Donnerstag mit aller Treue dargestellt und war das Spiel, namentlich der Fräulein: Hybl (Frau von Eisenstamm), Klobuschitzky (Antonia Schwarzbach) und Gaston (Rosa), sowie der Herren: Jantsch (Albert von Eisenstamm), Stampfl (Michael Gradus) und Schnau (Grundgerichtschreiber Wachtel), des rauschenden Beifalls würdig. Das Haus war mächtig besucht und zur Feier des Namenstages des Kaisers der äußere Schauplatz beleuchtet.

(„Merkur.“) Der kaufmännische Verein hielt seine erste Hauptversammlung am 5. Oktober im Gasthose zum Erzherzog Johann. Erster Gegenstand der Verhandlung war die Wahl der Vereinsleitung; diese besteht aus den Herren: Karl Reuter (Vorsteher), Julius Reiter (Ersatzmann), Joseph Jaki (Schriftführer), Joseph Ferich (Ersatzmann), Johann Seypp (Kassier), Johann Birstmaier (Bibliothekar), Franz Wiesthaller, Joseph Böhm und Anton Siederl (Berathungsmänner). In Betreff der Vereinsstube wurde ein Ausschuss von drei Mitgliedern (die Herren: Böhm, Ferich und Wiesthaller) erwählt, um mit dem Verwaltungsrathe des Kasinovereins in Unterhandlung zu treten: über das Ergebniss soll der nächsten allgemeinen Versammlung Bericht erstattet werden.

(Landwirthschaftliche.) Wir haben im Berichte über die letzte Sitzung der landwirthschaftlichen Filiale eines Mittels zur Entsäuerung des Weinmostes erwähnt, das Herr Dr. Veier in Graz entdeckt und dem Schriftführer der Filiale mitgetheilt: es ist dieses der s. g. Zuckerkalk, dessen Anwendung den Wein etwas leichter macht, aber denselben auch die Säure nimmt. Die Anweisung zum Gebrauche dieses Mittels ist folgende:

„Um möglichst Zucker zu sparen, habe ich die Kalkmenge noch etwas erhöht, so daß man auf 1 Pfund Zucker 6 Loth Kalk nehmen kann. Der Zucker wird zuerst mit möglichst wenig Wasser aufgelöst (für 1 Pfund Zucker sollen höchstens $\frac{3}{4}$ Pfund Wasser genommen werden); sodann nimmt man frischen, reinen, gut gebrannten Kalk und besprengt selben nur mit so viel Wasser, daß er beginnt aufzublähen und sich in einen trockenen Staub zu verwandeln. Von diesem Staub werden 6 Loth für je 1 Pfund Zucker abgemessen und mit Wasser noch so weit befeuchtet, daß ein mächtig dünner Kalkbrei entsteht, wodurch der ganze Kalk in eine zwischen den Fingern nur schmierig nicht aber sandig anzufühlende Masse sich verwandeln muß, was nach einigen Stunden erfolgt ist. Nun wird die Kalk- und Zuckerslösung zusammengerrührt. Es bildet sich dadurch zwar wegen des Kalküberschusses eine krümelige, klumpige Masse am Boden des gelösten Zuckerkalkes, allein dieselbe schadet dem Entsäuerungsverfahren gar nicht und wird sammt dem gelösten Zuckerkalk in den Wein geschüttet; nur sollen nicht zu große Klumpen beisammen bleiben, weil selbe sich im Wein dann zu langsam auflösen. Die Menge des anzuwendenden Zuckerkalkes wird nach dem Säure-Promille bestimmt, wie folgt: für je 1 Promille Säure ist in je 1 Eimer Wein einzutragen $1\frac{1}{2}$ Loth Kalk, nach dem oben genannten Kalkpulver gerechnet, wovon 6 Loth auf 1 Pfund Zucker zu nehmen vorgeschrieben ist. Es würde daher z. B.: für 3 Eimer Weinmost, welcher 10 Promille Säure zeigt und auf 6 Promille herabgesetzt werden soll, für je einen Eimer erforderlich sein: 6 Loth Kalk, also für die 3 Eimer: 18 Loth Kalk. Diese 18 Loth Kalk werden nach oben angegebenen Verfahren mittelst 3 Pfund Zucker in Zuckerkalk verwandelt, und dieser sobald er fertig ist, zum Entsäuern durch Einrühren in den Weinmost verwendet. Nach 24 Stunden

wird die Säure fast vollkommen als weinsaure Kalk zu Boden gefallen sein, und soll der Most abgezogen werden. Die noch in selbem vorhandenen sehr geringen Mengen von weinsaurem Kalk fallen im Verlaufe der Gährung und des Lagers dann noch vollständig zu Boden.“

(Weinproben.) Herr Professor Ehl am hiesigen Gymnasium hatte die Güte, dem Ersuchen der landwirthschaftlichen Filiale zu willfahren; er wird an ihn eingesandten Weinmost auf seinen Zucker- und Säuregehalt prüfen und das Ergebnis mittheilen. Es ist nicht nur im Interesse der Weingartbesitzer, zur Kenntniß dieser Stoffmengen in den neuen Weinen zu gelangen, um hieraus einen Schluß auf die Güte des Weines ziehen zu können, sondern es ist auch für die Feststellung des Reifegrades der einzelnen Trauben auf demselben Standorte wünschenswerth, daß der Saft bestimmter Trauben untersucht werde, um durch eine Reihenfolge von Jahrgängen zur Ueberzeugung zu gelangen, welche Neben mit Rücksicht auf alle übrigen Verhältnisse eine weitere Verbreitung verdienen, und welche als unpassend zu entfernen sind. — Zur Untersuchung ist entweder eine Flasche frisch gepresster Most, oder die hiezu nothwendige Menge Trauben einzusenden, und da für die Prüfung auf den Zuckergehalt der Most noch keine Spur von Gährung zeigen darf, so ist bei weiterem Transporte und warmer Witterung die Vorsicht zu gebrauchen, einige Tropfen Benzol (Brönners Fleckwasser) beizumischen, wodurch der Eintritt der Gährung um einige Tage verzögert wird. — Die Einsendungen wollen an Herrn Professor Ehl (Burg, 2. Stock) gerichtet werden.

Letzte Post.

Die Versammlung der deutsch-österreichischen Abgeordneten in Wien erklärt, die sofortige Einberufung des Reichsrathes sei der einzige Weg zur Lösung der inneren Wirren.

Österreich stellt die eiserne Krone an Italien zurück. Die preussische Regierung hat dem Minister des Aeußeren erklären lassen, sie werde die Ernennung des Freiherrn von Bismarck zu seinem Nachfolger als einen Akt fortgesetzter politischer Feindseligkeit betrachten.

Der preussische Gesandte soll sich beim Grafen Mensdorff beschwert haben, daß die Kundgebung des Königs von Hannover gegen Preußen auf österreichischem Boden erfolgt sei und von der Presse verbreitet werde.

Der Gesundheitszustand des Grafen Bismarck hat sich gebessert.

In Palermo herrscht Ruhe.

Telegraphischer Wiener Cours vom 6. Oktober

5% Metalliques	61.85	Kreditaktien	151.90
5% National-Anlehen	67.20	London	127.50
1860er Staats-Anlehen	80.80	Silber	126.25
Bantaktien	721.—	R. K. Münz-Dulaten	6.7 1/2

Geschäftsberichte.

Weinpreise im September — nach Eimern und in Holzband.

Älter Wein: Marburger 12 1/2 — 14 fl. Viderer 15 1/2 — 18 fl. Graubheimer 15 1/2 — 16 fl.	Mittersberger 15 — 17 fl. Schmitzberger 18 — 20 fl. Radtseller 16 — 18 fl. Binariar 15 — 18 fl. Kolofer 11 fl. Sauritscher 14 1/2 — 16 fl. Würmberger 12 — 13 fl. Bettauer Stadtberger 14 1/2 — 15 fl. Sandberger 13 — 15 fl. Luttenerberger 16 — 18 fl. Kadfersburger 17 — 20 fl. — Neuer: Marburger 11 fl. Lieferrniger 10 1/2 fl. Viderer 13 1/2 — 14 fl. Graubheimer 12 1/2 — 13 fl. Radtseller 14 1/2 — 15 fl. Kolofer 9 1/2 fl. Sauritscher 12 fl. Würmberger 10 fl. Bettauer Stadtberger 12 — 13 1/2 fl. Sandberger 10 1/2 — 13 fl. Luttenerberger 15 1/2 — 19 fl. Kadfersburger 15 1/2 — 16 fl. 1864er 6 1/2 — 8 fl.
---	--

Marburg, 6. Oktober. (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 4.65, Korn fl. 3.85, Gerste fl. 0.—, Hafer fl. 1.45, Kukuruz fl. 3.50, Heiden fl. 3.—, Hirsebrein fl. 0.—, Erdäpfel fl. 1.05 pr. Megen. Rindfleisch 20 kr., Kalbfleisch 24 kr., Schwein. Fleisch jung 24 kr. pr. Pfund. Holz 18 fl. 3.45, detto weich fl. 2.75 pr. Klafter. Holztohlen hart fl. 0.56, weich fl. 0.40 pr. Megen. Heu alt fl. 1.30, neu fl. 0.—, Stroh, Läger fl. 1.10, Streu fl. 0.90 pr. Centner.

Warasdin, 4. Oktober. (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 4.80, Korn fl. 3.60, Gerste fl. 2.50 Hafer fl. 1.50, Kukuruz fl. 2.65, Erdäpfel fl. 1.— pr. Megen.

Verstorbene in Marburg.

Am 22. September: Anton Schischel, Bahnarbeiter, 38 J., Brechruhr. — Am 24.: Michael Starz, Dienstmann, 50 J., Schlagfluß. — Herr Leopold Mininger, Condukteur, 38 J., Brechruhr. — Am 26.: Anna Dornit, 11 W., Krampfhusten. — Dem Herrn Franz Baner, Fleischer, sein Kind Josef, 5 W., Fraisen. — Am 28.: Ferdinand Lipusch, Malerkind, 4 W., Durchfall. — Luzia Schischel, 36 J., Brechdurchfall. — Maria Kurzmann, 4 J., Brechdurchfall. — Am 29.: Herr Josef Entinger, Wundarzt, 50 J., Brechdurchfall. — Anna Kurzmann, 2 J., Brechdurchfall. — Franz Langhold, Knecht, 49 J., Schlagfluß. — Am 30.: Frau Franziska Jeschek, Witwe, 48 J., brandige Bräune. — Kunigunda Gollitsch, Spitals-Frändnerin, 77 J., Altersschwäche. — Am 2. Oktober: Frau Marie Pomprein, Greislerin, 29 J., Brechdurchfall.

Tanz-Unterricht.

Unterzeichnete erteilt Unterricht in allen modernen und Konversationsstänzen, namentlich für Kinder. Anzufragen beliebe man sich vom 1. Oktober an Nachmittags von 2 bis 3 Uhr in meiner Wohnung: Stadt, Pfarrhofgasse, 192, ersten Stock. (381)

Amalia Hybl, Schauspielerin.

1866er Muscat-Wein

die Maß zu 40 kr. ist im Gasthause „zur Mehlgrube“ zu haben. (388)

Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien:	Nach Triek:
Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh.	Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh.
6 Uhr 43 Min. Abends.	9 Uhr 2 Min. Abends.
Nach Billaß: Abfahrt: 9 Uhr Früh.	
Die gemischten Züge verkehren täglich in der Richtung nach	
Wien:	Triek:
Abfahrt: 12 Uhr 44 Min. Mittags.	Abfahrt: 1 Uhr 26 Min. Mittags.